

Phänomen und An-sich-sein bei Jean-Paul Sartre

I.

Sartre stellt sich zu Beginn seines philosophischen Hauptwerks explizit auf den Boden der Phänomenologie Husserls und versucht von dort aus eine Selbstüberschreitung der Phänomenologie in Richtung auf eine Ontologie vorzunehmen, die jedoch phänomenologisch fundiert bleibt. Das Phänomen, so wie Husserl und Heidegger es Sartre zufolge beschrieben haben, ist relativ-absolut: ‚Absolut‘ ist es, insofern es nicht wie die Erscheinung bei Kant sozusagen über sich hinaus auf ein wahres, aber selbst nicht erkennbares Sein verweist. Vielmehr ist das Phänomen ‚absolut sich selbst anzeigend‘. Als ‚relativ‘ gilt Sartre dagegen das Phänomen, weil es das Bewusstsein voraussetzt, dem es erscheint.

Während also das Phänomen eine relative Existenz darstellt, bestimmt Sartre im Gegenzug das Sein als dasjenige, das auch unabhängig von der Beziehung auf eine Subjektivität besteht, d. h. als etwas, das ‚wirklich‘ ist. Einerseits ist das Phänomen keinem Sein entgegengesetzt, insofern die noumenalen Existenzen in Abrede gestellt werden, andererseits ist für Sartre die Frage nach dem Sein des Phänomens trotz aller phänomenologischen Reduktion ein legitimes Problem, das den Übergang von der Phänomenologie zu einer phänomenologischen Ontologie markiert. Auf diesem Wege versucht Sartre den folgenden Nachweis zu erbringen: Das Sein ist nicht *hinter* der Erscheinung, es ist aber auch nicht *nur* Erscheinung. Sein muss nicht, um zu sein, erscheinen. Zurückgewiesen wird also zum einen die Annahme noumenaler Existenzen sowie die Reduktion des Seins auf die Phänomenalität, welche Berkeley und Husserl zugeschrieben wird. Da Husserl kein Noumenon kennt und die Subjektunabhängigkeit des Seins nicht begründet, reduziert es sich bei ihm auf die Gegebenheit, also auf ein bloßes Bewusstseinskorrelat.

Allerdings gibt es, wie Sartre fortfährt, dennoch auch für Husserl ein Sein, das sich nicht auf das Phänomen-sein reduziert - und dies ist das Sein des transzendentalen Bewusstseins. Während Husserl jeder Art von Realität nur eine ‚relative‘ bzw. phänomenale Existenz zugesteht, ist das transzendente Bewusstsein absolut, insofern es der Ursprung allen Sinns und nicht selbst das Produkt einer Sinngebung ist. Husserl erklärt: „Das jeweilig wirklich erlebte Erlebnis gibt sich, neu in den reflektierenden Blick tretend, als wirklich erlebtes, als ‚jetzt‘ seiend; aber nicht nur das, es gibt sich auch als soeben gewesen seiend; und sofern es unerblicktes war, eben als solches, als unreflektiert gewesen“ (Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*, Den Haag, Boston, Lancaster 1976, 162f). Insofern

das Bewusstsein nicht die Reflexion, also die Selbsterkenntnis benötigt, um zu existieren, ist es nach Sartre ein *transphänomenales* Sein.

Mit dieser Konzeption einer transphänomenalen Seinsdimension des Bewusstseins hat Sartre nun ein Sein entdeckt, das der Bedingung der Erkenntnis entgeht; dies ist jedoch nicht das Sein des Phänomens, sondern das Sein des Bewusstseins: Es stellt sich nun die Frage, ob dieses Sein genügt, um das Sein der Erscheinung als Erscheinung zu begründen. Damit ist zugleich auch nach der Bedeutung des Konstitutionsgedankens Husserls gefragt. Handelt es sich bei der Konstitution um eine *creatio ex nihilo* oder enthüllt die transzendente Subjektivität vielmehr etwas, das unabhängig von ihr besteht, wenn es sich auch nicht unabhängig von ihr zeigt. Kurz, meint ‚Konstitution‘ Schöpfung oder Enthüllung?

Nach Sartres Ansicht muss es zumindest ein Sein des Phänomens geben, insofern es wahrgenommen wird. Selbst wenn ich den Tisch auf subjektive Impressionen reduziere, so steht er dennoch dem erkennenden Bewusstsein gegenüber; er gibt sich mit dem Sinn ‚Objektivität‘ und ‚Transzendenz‘ und muss daher mehr sein als ein Komplex von Ansichten, die das Bewusstsein synthetisiert. Aber selbst wenn man einräumt, dass das *percipi* als ‚nicht zum Subjekt gehörig‘ erscheint, so zeichnet es sich nichtsdestotrotz durch Relativität aus. Es setzt jemanden voraus, dem es erscheint. Insofern das Phänomen ein *percipi* ist, ist es zudem passiv: Es ist ein *Wahrgenommenes*. Als ‚passiv‘ lässt sich nun dasjenige bezeichnen, das eine Modifikation erleidet, dessen Ursprung es nicht ist. Aber wenn etwas passiv eine Veränderung durch einen anderen Ursprung erleidet, dann muss dieses ‚etwas‘ doch zumindest existieren. Das Sein geht also entweder der Passivität voraus, da es schon sein muss, um z. B. das Wahrgenommen-sein zu erleiden, oder aber das Sein ist selbst passiv, es ist ein ‚empfangenes Sein‘ im Sinne einer Schöpfung aus dem Nichts.

Wenn das Sein von einer Subjektivität - und sei dies auch eine göttliche - hervorgebracht wird, so ist es ohne jede Subjektunabhängigkeit, wie Sartre hervorhebt, an ihm selbst nur Nichts und darum letztlich nur ein ‚intrasubjektiver Seinsmodus‘. Entweder hat das Geschaffene keinerlei Selbständigkeit - wie etwa innerhalb einer *creatio continua* -, dann löst es sich in der göttlichen Subjektivität auf, oder es ist sein eigener Träger und wäre, selbst wenn es erschaffen worden wäre, durch die Schöpfung unerklärbar. Der Gedanke einer Konstitution als *creatio ex nihilo* verträgt sich daher nicht mit den Gegebenheiten der Erfahrung: Eine Schöpfung wäre dem Bewusstsein immanent und könnte dann nicht als etwas erscheinen, das ‚objektiv‘, ‚transzendent‘, also gerade nicht das Bewusstsein ist. Die ontologische Selbständigkeit der Wahrnehmungsobjekte schließt sowohl die Auffassung der Transzendenz als immanenten Seinsinn eines transzendenten weltkonstituierenden Subjekts

wie auch die Vorstellung eines schöpferischen Gottes aus. Da das Objektive nicht in der Weise einer *creatio ex nihilo* aus dem Subjektiven hervorgehen kann, lässt sich das *esse* des Phänomens nicht auf sein *percipi* bzw. das Sein des *percipi* nicht auf das Sein des *percipiens* reduzieren: Berkeleys Formel - *esse est percipi* - trifft also weder auf den ontologischen Status des Bewusstseins noch auf den der Phänomene zu.

Husserls Intentionalität lässt sich auf zweierlei Weise interpretieren: Entweder 1. das Bewusstsein konstituiert das Sein des Objekts oder 2. das Bewusstsein ist sozusagen wesensgesetzlich ein Bezug zu einem transzendenten Sein. Nach Sartre hebt sich die erste sozusagen idealistische Auslegungsmöglichkeit auf, da sich herausgestellt hat, dass das Subjekt nicht der Schöpfer der Objektivität sein kann. Schöpfung bzw. Konstitution und Transzendenz schließen sich aus. Das Sein des Phänomens ist also transphänomenal bzw. ein An-sich-sein.

Sartres Weg führt also von der Erscheinung zum Sein, genauer: zur Entdeckung zweier Transphänomenalia. Es zeigt sich, dass die Transphänomenalität des Bewusstseins die Transphänomenalität des Phänomens verlangt. Das Sein ist also entweder noumenal, womit wir in die Repräsentationstheorie zurückfallen würden, entweder eine Schöpfung aus dem Nichts, die sich jedoch als unvereinbar mit dem Bewusstsein herausstellt, oder es ist transphänomenal: „*nichts* von dem, was ich sehe, kommt von mir, es gibt *nichts* außerhalb dessen, was ich sehe oder sehen könnte“ (Sartre, *Das Sein und das Nichts, Versuch einer phänomenologischen Ontologie*, Reinbek bei Hamburg 1991, 398). Wenn das Bewusstsein schöpferisch wäre, würde sich sein Gegenstand niemals als unabhängig geben. Und das Sein des Phänomens kann nur als unabhängig erscheinen, wenn es auch eine ontologisch vom Bewusstsein unabhängige Grundlage besitzt. Insofern es nicht nur ist, weil es erscheint, ist es ein Sein. Damit hat Sartre den Standpunkt einer ontologisch fundierten Phänomenologie erreicht.

II.

Sartres Auffassung eines An-sich-seins des Phänomens ist nun mehrfach der Vorwurf gemacht worden, sie falle hinter den phänomenologischen Forschungsstand in einen naiven Realismus zurück (siehe z. B. Bubner, *Phänomenologie, Reflexion und Cartesianische Existenz*, Bamberg 1964, 34-38). In diesem Zusammenhang sei zudem an die ursprünglich von Gurwitsch unter Rückgriff auf gestaltpsychologische Erkenntnisse formulierte Kritik der Konstanzhypothese erinnert. Mit dieser Zurückweisung der postulierten Konstanz zwischen physikalisch messbarem Reiz und Phänomen, der sich auch Merleau-Ponty und Waldenfels

angeschlossen haben, ist im Grunde auch der Realismus bzw. das An-sich-sein der Wirklichkeit in Frage gestellt. Im folgenden soll gezeigt werden, dass Sartres Position eine zunächst widersprüchlich anmutende Zwischenstellung einnimmt, insofern er zwar die Subjektunabhängigkeit des Seins betont, andererseits aber dennoch davon ausgeht, dass das Phänomen ein Produkt konstitutiver Vollzüge ist und es prinzipiell unmöglich ist, das ‚rohe An-sich‘ unabhängig von jeder Deutung zu erfassen.

Husserl unterscheidet innerhalb der Wahrnehmung die Empfindungsmaterie, d. h. die visuellen, auditiven, taktilen usw. Sinneseindrücke von den Intentionen bzw. den Noesen, die jene erfassen, deuten und apperzipieren und auf diese Weise das Wahrnehmungsnoema konstituieren: Ich sehe ein Ding, z. B. diese Schachtel, ich sehe nicht meine Empfindungen. So können wir unterschiedliche Empfindungen haben und doch denselben Gegenstand wahrnehmen (z. B. derselbe Baum wird einmal von vorne und dann wieder von hinten gesehen) oder umgekehrt eine unterschiedliche Wahrnehmung bei identischer Empfindung erhalten (z. B. sehe ich dort nur unverständliche Striche, wo ein anderer Bedeutungen erkennt, weil er die chinesischen Schriftzeichen lesen kann). Husserls dualistische Wahrnehmungstheorie hält also an der Identität der Sinnesdaten gegenüber wechselnden apperzeptiven Deutungen - und damit an der Konstanzhypothese - fest. Demgegenüber zeigen die Experimente der Gestaltpsychologie, dass es keine selbständige hyletische Schicht gegenüber der ‚höheren Schicht‘ des Noemas gibt. Daraus folgt für Gurwitsch, daß die Unterscheidung zwischen hyletischen und noematischen Schichten hinfällig wird und jederzeit nur ‚beseelter Stoff‘ gegeben ist. Es gibt keine absoluten, kontextunabhängigen Daten, sondern die Dinge verändern ihr Aussehen relativ zu verschiedenen Kontexten. Einfache Daten sind nicht der Ursprung der Wahrnehmung, sondern das Resultat einer nachträglichen Abstraktion. Wenn ich auf das hyletische Material zurückgehe, so konstituiere ich lediglich ein neues Noema (vgl. Gurwitsch, „Phänomenologie der Thematik und des reinen Ich. Studien über Beziehungen von Gestalttheorie und Phänomenologie“, in: Psychologische Forschungen 12 [1929], 279-381).

Der Rückfall in einem naiven Objektivismus, den Bubner unterstellt, droht der phänomenologischen Ontologie Sartres vor allem dann, wenn sein epistemologischer Ansatz aufgrund seiner realistischen Grundzüge den Gedanken einer Konstitution der Wahrnehmung aufgeben muss. Es lässt sich jedoch ganz im Gegenteil nachweisen, dass auch für Sartre das An-sich-sein bzw. die ‚rohen‘ Dinge keineswegs am Anfang der Wahrnehmung stehen. Wir erwerben nicht zunächst passiv ein bestimmtes Wahrnehmungsmaterial, welches dann sozusagen in einem zweiten Schritt in einer aktiven Interpretation eine konstitutive Formung

erfährt. Aufgrund des An-sich-seins ist das Bewusstsein außerstande nach seiner Willkür zu entscheiden, ob dieser Baum vor ihm groß oder klein, belaubt oder kahl usw. ist, dennoch ist das Wahrgenommene von meinem Handlungsentwurf abhängig. Jede Handlung ist für Sartre eine Erkenntnis, so wie umgekehrt jede Erkenntnis einem Handlungsentwurf eingegliedert ist. Die Welt kann sich nur in Handlungsentwürfen und durch sie enthüllen. Es hängt von mir ab, ob sich der Felsen als zu schwierig erweist, beiseite gerollt zu werden oder ob er sich als bestens geeignet erweist, um durch seine Besteigung die Landschaft zu bewundern. Das Erscheinen des Phänomens hat durchaus seinen Grund in den konstitutiven Vollzügen des Bewusstseins; diese Konstitutionsleistung besitzt jedoch zugleich ihr Korrektiv an dem An-sich-sein, welches sie entweder bestätigt oder widerlegt. Das Sein ist eine ‚Antwort‘ und damit relativ zu den Fragen des Subjekts; zugleich ist es aber auch ‚autonom‘ und ‚unabhängig‘, insofern die Erkenntnis das Erzeugen eines Gegenstands ist, der unabhängig vom Erzeugen existiert. Mit anderen Worten, anders als das imaginierte Objekt kann das Sein es ablehnen, als Baum gesehen zu werden; es ist durchaus imstande, meinen Antizipationen zu widerstreiten.

Sobald das Bewusstsein bzw. das Für-sich auftaucht, präsentiert sich die Welt als Anzeige auszuführender Handlungen, die wiederum auf andere Handlungen verweisen usw. So erscheint die Welt als Korrelat meiner Möglichkeiten. Die Eigenschaften der Dinge, die Sartre durch Gerundive zum Ausdruck bringt (das zu öffnende Fenster, die zu putzenden Fensterscheiben), sind Korrelate von Handlungsentwürfen, die sich sozusagen als objektive Strukturen der Welt geben, d. h. als Potentialitäten, Utensilitäten und Abwesenheiten.

So wie nach Gurwitsch die Empfindungsdaten niemals ohne jegliche noematische Strukturierung und Organisation erfasst werden können, so ist es nach Sartre unmöglich, das rohe An-sich jenseits aller Sinnstiftung durch die Handlungsentwürfe zu gewärtigen. Ebenso wie nach Gurwitsch Husserls dualistische Schichtung der Wahrnehmung in Hyle und Noema obsolet ist, schließen Sartres Darlegungen auch eine dualistische Schichtung der Wahrnehmung in An-sich und Phänomen aus. Seine phänomenologische Ontologie stellt jegliche vorkonstitutive Gegebenheit einer bereits fertigen objektiven Welt in Abrede. So ist die Situation weder subjektiv noch objektiv. Das rohe An-sich wird in Freiheit qualifiziert, aber es lässt nicht jede Qualifizierung zu. Der Felsen, der sich im Licht meiner freien Wahl, ihn zu besteigen, als ‚nicht besteigbar‘ enthüllt, erscheint erst aufgrund der Freiheit als ein *Dieses* vor dem Welthintergrund, aber meine Freiheit kann nicht wählen, ob der zu besteigende Fels sich für die Besteigung eignet oder nicht. Dies bleibt für Sartre der Anteil des An-sich, also des rohen Seins des Felsens. Dennoch ist es unmöglich zu entscheiden, was

beim Hindernischarakter des jeweiligen Dinges dem An-sich und was der Freiheit zukommt, denn was für mich Hindernis ist, muss es nicht für einen anderen sein.

Ein absolutes Hindernis gibt es demnach nicht: Der Fels wird keinerlei Hindernis darstellen, wenn ich auf jeden Fall den Aufstieg wagen will; er wird mich jedoch zum Aufgeben zwingen, wenn mir dieser Aufstieg nicht um jeden Preis wichtig ist. Es ist also die Welt mit ihren Widrigkeitskoeffizienten, die mich über meine Zwecke und die Haltung zu ihnen unterrichtet. Aber ich werde niemals genau wissen, ob die Welt mich in dieser Situation eher über mich selbst (meine Willensstärke, meine Fähigkeiten, meine körperliche Verfassung usw.) oder über sich belehrt (ihre Widrigkeit, ihr Entgegenkommen, die Regeln ihrer Beherrschbarkeit usw.). Wenn ich den Felsen nicht zur Seite rollen kann, weiß ich nie genau, ob ich zu schwach bin oder der Felsen zu schwer ist. Solange ich geistigen Arbeiten nachgehe, keinerlei Sport treibe, wird sich mir mein Körper nicht als schwächlich enthüllen, weil es dann keinen Entwurf gibt, der ihn auf diese Weise qualifiziert, bzw. ihn als trainiert oder untrainiert entdeckt. In gewisser Hinsicht bin ich es also erst, der meinen Körper als einen schwächlichen wählt, wenn ich ihn mit Schwierigkeiten konfrontiere.

Die Frage, ob das Zu-schwer-sein des Felsens ein An-sich oder ein Phänomen ist, lässt sich folgendermaßen beantworten: Es ist ein An-sich, insofern es in einem Handlungsentwurf als Eigenschaft des Felsens erscheint, die *sich meiner Willkür entzieht*. Es ist ein Phänomen, insofern sich diese Eigenschaft *nur in Abhängigkeit von* einem solchen Handlungsentwurf enthüllt. Realität ist also nicht *als* subjektiver Entwurf, sondern *vermöge* des subjektiven Entwurfs gegeben. Von hier aus ließe sich Sartres phänomenologische Ontologie als Zurückweisung der Alternative zwischen Realismus und Antirealismus bzw. als Variante eines moderaten Realismus verstehen. Es bedarf eines bestimmten Entwurfs, damit eine Qualität der Welt erscheint, eine bestimmte Frage also, auf die das An-sich antwortet. Die Qualität erscheint nur relativ zu diesem Entwurf, aber die Rede vom An-sich besagt, dass diese Qualität nicht das Erzeugnis des Entwurfs ist. Die Dinge antworten auf Entwürfe, indem sie entsprechende Qualitäten zeigen oder auch nicht zeigen. Diese sind zwar unabhängig von der Praxis des Für-sich, aber sie können nur innerhalb dieser Praxis erkennbar werden. Insofern es sich um (subjektrelative) Phänomene handelt, ist die Wirklichkeit nur von den Bedingungen ihrer Erkennbarkeit her zu erfassen, insofern es sich um (subjektunabhängiges) An-sich handelt, kann die Wirklichkeit nicht auf ihre Erkanntheit reduziert werden.

Führt Sartres Ansatz auf diese Weise letztlich nicht doch wieder zu der Unterstellung einer unzugänglichen Realität ‚hinter‘ den erkennbaren Phänomenen? Man darf jedoch nicht aus dem Sachverhalt einer Nichtreduzierbarkeit der Realität auf die Erkenntnis auf eine

Unerkennbarkeit der Realität schließen. Eine solche Folgerung setzt neben die endliche aspekthafte Erkenntnis insgeheim das Postulat einer absoluten Erkenntnis aus einer quasi göttlichen Perspektive, als deren Schwundstufe das aspekthafte Erkennen dann zu begreifen wäre. Auf Sartres Phänomenbegriff trifft also entgegen der dualistischen Tendenzen seiner Philosophie zu, was Waldenfels die „signifikative Differenz“ nennt und als eine Grundformel der Phänomenologie beschreibt: Die Bedeutung oder der Sinn, in dem das Gegebene gemeint ist, „ist objektiv und subjektiv zugleich, objektiv, sofern es einen Aspekt der Sache meint und über die individuelle Situation hinausweist, subjektiv, sofern immer jemand im Spiel ist, der die Sache gerade so und nicht anders meint, sie aber auch anders meinen könnte“ (Waldenfels, „Abgeschlossene Wesenserkenntnis und offene Erfahrung“, in: ders., *Der Spielraum des Verhaltens*, Frankfurt/M 1980, 79-97, 86). Es gibt einen „wechselseitigen Überschuß; wir meinen mehr, als uns wirklich gegeben ist, uns ist mehr gegeben, als wir ausdrücklich meinen“ (ebd., 90). Aus diesem Grund kann von einer „offenen Dialektik“ der Erfahrung die Rede sein, die „Züge eines Dialogs“ aufweist: „Wir sind der Wirklichkeit nicht völlig ausgeliefert, können sie aber ebensowenig in unsere Vorstellungen und Vorhaben einzwängen und dingfest machen“ (ebd., 93). Die Grundformel der Phänomenologie lautet daher nicht ‚etwas ist‘, sondern ‚etwas erscheint als etwas‘; die Realität erscheint immer in einer Bedeutung. So wie die Bedeutung sich nicht - wie Spielarten des Empirismus und des Positivismus glauben - auf die Realität, auf ein rein Gegebenes reduziert, lässt sich die Realität nicht - wie Varianten des Idealismus und des Konstruktivismus meinen - auf ein rein Gemachtes zurückführen.

Die Analogie zwischen Waldenfels‘ und Sartres Phänomenbegriff fällt bei aller unterschiedlichen Terminologie ins Auge. Sartres Betonung der Nichtreduzierbarkeit des Ansich wie auch des Für-sich scheint zwar einerseits auf einen schroffen Dualismus hinauszulaufen, es wäre jedoch erwägenswert, ob dieses Insistieren auf der Nichtreduzierbarkeit nicht gerade gegen jeglichen Monismus die Ambivalenz der Phänomene, d. h. ihren Status als ‚signifikative Differenz‘ bzw. als ‚Einheit in der Differenz‘ garantiert. Nur wenn zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenen unterschieden werden kann, ist die signifikative Differenz eine signifikative Differenz. Um deren dualistische Auflösung zu vermeiden, muss das Moment der Vermittlung, um eine monistische Auflösung zu vermeiden, das Moment der Differenz, d. h. die Nichtreduzierbarkeit der Vermittlungsglieder aufeinander, betont werden.